Ulrich Johannes Schneider

WO DIE GESCHICHTE IN BÜCHERN SITZT

Bücher, die bewegen, liest man mit dem Bleistift in der Hand, man knickt die Ecken wichtiger Seiten ab, legt Zettel ein und klebt Zeitungsausschnitte in die vorderen oder hinteren Buchspiegel, kurz: Man eignet sie sich an wie selbst geschriebene Texte. Auf der Universität hat dieses aus der Lektüre erwachsende Schreiben bis heute seine Anwender, und es wird noch auf längere Zeit der Vorteil des Buches sein, den Kommentaren einen physischen Ort geben zu können, der zugleich ein intellektueller Ort ist: die Buchseite. In Bibliotheken also, privaten wie öffentlichen, finden sich diese äußerlich tot scheinenden, innerlich aber lebendigen Buchruinen. Als Texte waren sie einmal dazu gedacht, jede spätere handschriftliche Zutat zu überragen und zu überdauern, durch die Kommentare von Lesern – manche davon sind auch Autoren – gewinnen sie einen hybriden Charakter, sind Original und Palimpsest zugleich, verbinden den gesetzten Text mit dem Flüchtigen einer Leserspur.

Die Geschichte sitzt hier am Rand des Satzspiegels in Anmerkungen, sie sitzt in Unterstreichungen und Kommentaren ebenso wie in Frage- und Ausrufungszeichen. Die Leser mögen so tot sein wie die Autoren: Immer aber sagen diese Zeichen der aufmerksamen Lektüre früherer Epochen, dass Bücher beweglich sind, dass sie den Text vom Autor zum Leser bringen und dort auf autorähnliche Heftigkeit stoßen, die in manchen Fällen zu einem eigenen Text führt, meist aber zu Anmerkungen und Kommentaren, für die es keinen besseren Ort gibt als eben jene Stellen, zu denen sie Anmerkungen und Kommentare sind.

Die folgenden Beobachtungen sind die eines Lesers, der den schreibenden Eingriff in gedruckte Texte oft genug geübt hat und nun um Verständnis bittet, dass er nur persönlich sprechen kann und eigene Erlebnisse beim Umgang mit Büchern ausstellt. Im Aufbrechen solcher Intimität zeigen sich Spuren einer oft vernachlässigten Geschichte, die in Büchern sitzt und daraus von Fall zu Fall befreit werden muss.

Heiligkeit und Eiligkeit

Vor den vielen handschriftlichen Korrekturen des *Codex Sinaiticus* erstaunt man immer wieder. Eigentlich sollte es doch eine Prachthandschrift sein, auf wertvollstem, dünnstem Pergament im 4. Jahrhundert von Bischöfen veranlasst, die nun endlich das Christentum gefahrlos verbreiten konnten, nachdem Kaiser Konstantin die Verfolgung der neuen Religion eingestellt hatte. Prachtvoll hieß damals: Saubere, regelmäßige Zeilen mit griechischen Großbuchstaben, das Ganze angeordnet in vier Spalten – ein höchst seltenes und für den *Codex Sinaiticus* bis heute charakteristisches Layout. Nun aber finden sich in diesem Text – der als älteste Bibel gilt, weil darin große Teile des Alten Testaments und erstmals das komplette Neue Testament überliefert sind – Hunderte von Anmerkungen. Manche Seiten sind übersät davon. Kann man einen heiligen Text so behandeln?

Heiligkeit und Eiligkeit standen wohl von Anfang in einer Spannung, denn offensichtlich war die Hast, mit der man die Bibel verbreiten wollte – sicher hatten die drei verbürgten Schreiber mehrere Exemplare des Textes in Bearbeitung –, der Präzision nicht förderlich. Eine Vielzahl von Korrekturen stammt, wie Spezialisten an den Universitäten von Birmingham und Münster herausgefunden haben, von den ursprünglichen Schreibern selbst, die sich gegenseitig korrigierten. Fehlende Wörter und Sätze wurden also schon im 4. Jahrhundert nachgetragen. Um die Seite neu zu schreiben, war offenbar keine Zeit, bzw. das präparierte Pergament war zu kostbar, um es wegen ein paar Schreibfehler wegzuerwerfen.

Weitere Korrekturen aus späteren Zeiten (die meisten bis zum 14. Jahrhundert) werfen andere Fragen auf: Warum schrieb man den Text nicht verbessert ab? Warum gesellte man die eigenen Anmerkungen denen aus früherer Zeit hinzu? Gab es ein historisches Bewusstsein vom Wert der Handschrift, das den Respekt vor Schreiberkorrekturen einschloss? Wusste man um die Kostbarkeit dieses Zeugnisses einer frühen Texterstellung und wollte es als solches bewahren? Oder waren die gelehrten Mönche, die in den Text hineinschrieben (vermutlich im Katharinenkloster auf dem Sinai, das im 5. Jahrhundert gegründet wurde und wo der Leipziger Theologe und Philologe Konstantin Tischendorf den Codex im 19. Jahrhundert identifizierte), selbstbewusst und rücksichtslos genug, dies zu tun? Wann eigentlich weicht der Stolz des Wissenschaftlers der Demut gegenüber der Tradition? Das Beispiel des *Codex Sinaiticus* und seiner Anmerkungen zeigt, dass auch die Bibel kein Text ist, bei dem das Lesen beruhigt.

Autor und Autorität

Im Handschriftenzeitalter war es nicht ungewöhnlich, Texte mit Anmerkungen zu versehen. Man weiß, dass noch in der frühen Druckkultur Gelehrte den Dialog mit Büchern mittels der Feder praktizierten. Bei Manuskripten wie dem Heliand-Fragment, das 2006 in der Universitätsbibliothek Leipzig entdeckt wurde, gibt es eine handschriftliche Verbesserung aus dem 9. Jahrhundert, die etwas Besonderes an sich hat. Denn die nachgetragene Veränderung eines Stabreims findet sich in einer späteren Fassung aus dem 10. Jahrhundert (Exemplar der British Library), ist also maßgeblich geworden. Hat der Autor selbst eingegriffen? War der Schreiber mit dem

Autor persönlich bekannt oder arbeitete sogar in dessen Auftrag?

Man stelle sich vor, dass über die Zeile mit der Verbesserung seit 400 Jahren viele Finger geglitten sind. Das Blatt aus dem aufgelösten Heliand-Manuskript diente einem Logiktraktat als Einband, und die Korrektur befand sich auf der außen befindlichen Seite. Heute ist sie – nach Ablösung, vorsichtiger Säuberung und Glättung – unter dem Dreck der Jahrhunderte eher schlecht zu erkennen. Kein Vergleich mit der fast makellosen Rückseite, auf der auch farbige Hervorhebungen zu sehen sind. Über 300 Jahre stand der Band in der Bibliothek der Thomaskirche, bevor diese im frühen 20. Jahrhundert als Depositum in die Universitätsbibliothek Leipzig kam. Und noch einmal fast 80 Jahre hat es gedauert, bis einem kundigen Bibliothekar die alte Schrift auffiel und vor allem die Tatsache, dass es kein lateinischer Text war. Man schätzt, dass ein verschwindend geringer Teil aller überlieferten Texte aus dem 9. Jahrhundert nicht lateinisch ist. Ein sensationeller Fund, ein wundervolles Schriftzeugnis für die altsächsische Sprache und ein zufälliger Rest alter Frömmigkeit, überliefert von dem Buchbinder, der den alten Band zerstörte: Der kostbare Text mit seiner komplexen Überlieferung bleibt eine Provokation für die Leser.

Bescheidenheit und Macht

Anmerkungen von Herzog August, dem 1666 gestorbenen größten Bibliothekar der frühneuzeitlichen Sammlungsgeschichte, muss man suchen. Er hat alle Werke seiner Bibliothek in Händen gehabt, schrieb sie fast alle eigenhändig in einen Katalog ein, der im Folioformat am Ende 7.000 Seiten umfasste (3.682 davon hatte er selber geschrieben), und manche las er auch. Das muss man cum grano salis verstehen, wie ein Bibliothekar, der zugleich universal interessierter Gelehrter ist, eben so liest: quer durch und immer mit mehreren Fingern im Buch. August benutzte braune Tinte, und so fallen auch kleine Anstreichungen oder Herausschreibungen auf, selbst wenn hundert Seiten lang kein Zeichen aktiver Lektüre zu entdecken ist. Die Wolfenbütteler

Bibliothek, die August von null an aufbaute, zählte bei seinem Tod mehr als 30.000 Bände mit mehr als 130.000 Werken, und selbst bei Unterstellung einschlägigen Wahnsinns ist es nicht wahrscheinlich, dass August vierzig

Jahre lang zehn Titel pro Tag katalogisierte und zugleich studierte. Statt in das Buch den Besitzernamen zu schreiben, fügte August den Titel einem eigenen Buch ein, seinem Katalog, der einmalig in der Geschichte der Büchersammlungen dasteht: Gewachsen mit der Sammlung selbst, stellt er das größte und zugleich genaueste Inventar einer Bibliothek dar, das bis dahin angelegt wurde. Die Bibliotheken des Kaisers in Wien und des Papstes in Rom konnten in dieser Beziehung nicht mithalten, und erst ein Jahrhundert später, an der Universität Göttingen, ist eine vergleichbar enzyklopädische

Büchersammlung aufgebaut und zugleich verzettelt worden. August brauchte den Besitzeintrag nicht im Buch, er besaß ihn im Katalog. Dadurch wurde jeder Band für ihn zum Lektüregegenstand und er selbst zum idealen Leser, der hie und da ein Zeichen seines aktuellen Auftauchens setzt. Büchern derart pragmatisch zu begegnen, ist selten. Mir fällt nur ein entfernter Vergleichsfall ein, aus meiner eigenen Erinnerung: Ein Frankfurter Philosophiehistoriker offenbarte den in seine Wohnung geladenen Studenten (darunter eben auch mir) eine Bibliothek voller aufgeschlagener Bücher, die in etwa meterhohen Stapeln den Boden aller Zimmer bedeckten und nicht viele Bewegungen im Raum ermöglichten. Die Texte waren gleichsam im Leserkontakt erstarrt und durften wohl nicht geschlossen werden. Der Frankfurter Gelehrte empfand das Hineinschreiben als Brutalität, sein Wolfenbütteler Vorgänger hätte dagegen das permanente Aufgeschlagensein der Bände gewiss ähnlich beurteilt. Vielleicht gibt es keine Bescheidenheit im gelehrten Lesen, vielleicht ist noch jede kleine handschriftliche Anmerkung Machtbezeugung des Besitzens nicht weniger als Testament des Interesses.

Lesen und Erinnern

Einmal habe ich selbst ein Buch aus meiner privaten Bibliothek neu binden lassen, weil es durch große Abnutzung auseinanderzufallen drohte: Spinozas Hauptwerk, die *Ethica more geometrico demonstrata*, 1677 anonym erschienen. Dieses Grundwerk der modernen Philosophie existiert in mehreren Übersetzungen und Ausgaben, davon besitze ich auch die erste Gesamtausgabe von 1802, die der Theologe Gottlob Paulus herausgab. Paulus war ein Freund Goethes und Jacobis, und diese beiden hatten Spinoza als einen großen Philosophen entdeckt und ihn vom Makel des Atheismus befreit. Die Ausgabe, die zum Buchbinder musste, war die zweisprachige Edition von Friedrich Niewöhner, später an der Herzog August Bibliothek mein Kollege. Aber es war nicht die Verehrung gegenüber dem gelehrten Kenner

der jüdischen und arabischen Tradition im europäischen Denken, die zur Reparatur des Bandes motivierte, noch fand ich die verwendete Übersetzung von Friedrich Blumenbach besonders gut. Es ging mir allein um die Anmerkungen, d.h. meine vielen handschriftlichen Unterstreichungen und Hinweise auf Bezüge im Innern des Textes, auf die Beziehung zwischen dem lateinischen Text links und dem deutschen Text rechts. Meine wiederholte Lektüre Spinozas hatte sich durch Bleistiftspuren so fest ins Bild der Seiten eingepägt, dass ich die Sätze, Beweise und Anmerkungen des niederländischen Freidenkers immer mit diesen Spuren meiner früheren Annäherungen lesen wollte. Auch jetzt noch kann ich das Buch lesen und zugleich die Einschreibungen erster Lektüren erinnern.

Übrigens ist die zweite Bindung scheußlich geworden: ein gelber, plastikähnlicher Einband, der höchstens für Schulbücher praktisch ist. Wahrscheinlich habe ich der Firma in der Berliner Leibnizstraße nicht die richtigen Vorgaben gemacht. Kein Vergleich mit dem Leipziger Buchbinder in Eutritzsch, der mir später ein paar französische Bände vor dem Zerfallen rettete und wunderbar passende, schöne und schlichte Lösungen fand.

Bleistift versus Grausamkeit

Meine ersten Versuche, eine philosophische Bibliothek zu bilden, sind von Verstümmelungen begleitet. Ein roter Namensstempel im Buchspiegel – nun gut, das markiert ein Revier so sinnlos wie Hunde, die in geschlossenen Räumen das Bein heben und Duftmarken setzen. Aber Kugelschreiber? Ich begann im Jahre 1975 mit dem Studium von Immanuel Kants *Kritik der reinen Vernunft*, nach der zweiten Auflage von 1787, im Reprint der Akademie-Ausgabe vom Anfang des 20. Jahrhunderts. Das Datum habe ich mit blauem Kugelschreiber auf der letzten Seite des Textes notiert, den ich auf den ersten Seiten damit auch unterstrich. Nach etwa 30 Seiten allerdings kommt der Bleistift zum Einsatz, mit dem dann auch weitere Lektüreversuche (darunter zwei Komplettlektüren 1975 und 1979) protokolliert sind. Ich war dann weniger grausam zur Druckseite und habe Vorsicht auch sonst an den Tag gelegt. Ein Buch mit Bleistiftanmerkungen würde ich heute beim Antiquar für einen Kauf in Betracht ziehen, ein mit Kugelschreiber oder farbigen Markern traktiertes Werk niemals.

Für den Unterricht habe ich öfter Bücher aus meinem Privatbesitz als Kopier- oder Scanvorlage eingesetzt, weil entweder keine Zeit war, die identische Ausgabe aus der Universitätsbibliothek zu nehmen, oder weil deren Exemplar stärker noch und manchmal sogar unrettbar verunstaltet war. Im Privatexemplar musste nur radiert werden, was auch so geschehen konnte, dass auf der Kopie nichts zu erkennen war, das Original aber lesbare Spuren behielt. Ist

es nicht merkwürdig, dass Bleistifteintragungen zwar leichter daherkommen, aber doch so fest wie Kugelschreiberspuren gemeint sind? Die Hartnäckigkeit des Kommentars, seine unaufhebbare Koppelung an den originalen Text, zeugt von einer unglaublichen Macht des Lesens: Es unter-miniert den Text, macht ihn noch in gedruckter Gestalt schwach und implusionsgefährdet. So könnte der Wechsel zum Bleistift weniger Kultur als Strategie verraten.

Schatten im Buch

Gelegentlich bekommt man ein Buch in die Hände, das beim Öffnen noch anderes preisgibt als bedruckte Seiten. Vielen ist es schon geschehen, dass alte Rechnungen, Lesezeichen oder getrocknete Blumen herausfielen. Gehören diese Beigaben früherer Benutzer zum Buch? Die Frage beschäftigt die Editoren großer Denker immer wieder. Ist eine Einkaufsliste von Friedrich Nietzsche Teil seines Werkes? Sind die Bemerkungen des alten Immanuel Kant zu seinem Weinvorrat relevant für sein Denken, das auf derselben Manuskriptseite in transzendente Tiefen weiterentwickelt wird? Wir sind bei solchen Dingen heute eher skeptisch, wissen aber andererseits, dass die Rechnung auf der Vorderseite eines antiken Papyrus', der auf der Rückseite Bibelstellen aufweist, eine hohe Aussagekraft besitzt. Wir erschließen aus solchen Alltagsdokumenten den Ort der Literatur, die Zirkulationswege von Texten, die Wirkung von Sätzen.

In der alten British Library habe ich einmal einige Wochen im North Reading Room gegessen, um die Bibliothek des romantischen Dichters und Denkers Samuel Taylor Coleridge zu studieren, darunter insbesondere eine Ausgabe der elfbändigen Philosophiegeschichte Wilhelm Gottlieb Tennemanns, die im Jahr 1819 angeschlossen wurde, als Coleridge zu diesem Thema eine Vorlesung in London hielt. Ganz offensichtlich hat der germanophile Coleridge seinen Tennemann im Garten gelesen, und offenbar ist er dabei öfter eingeschlafen. Zahlreiche in den Bänden befindliche geplättete und getrocknete Blüten würden einem kundigen Botaniker wahrscheinlich noch heute erlauben, die Jahreszeiten der Lektüre zu bestimmen. Und ein paar deutlich gebräunte Seiten lassen auf eine lange Verweildauer des aufgeschlagenen Buches in der Sonne schließen. Vielleicht hat ein Gespräch die Lektüre unterbrochen, oder eine Tasse Tee, oder ein Nickerchen. Jedenfalls blieb der Band aufgeschlagen dem Tageslicht ausgesetzt.

Dagegen verraten uns die ebenfalls anzutreffenden jungfräulich weißen Seiten, die auch keinerlei Spuren des sonst benutzten fetten Bleistifts aufweisen, ein aktives Desinteresse des Engländers für bestimmte Kapitel des deutschen Professors. So weiß man viel über diese Lektüre im frühen 19. Jahrhundert, noch ohne die Anmerkungen entziffert zu haben. Heute erlauben die

elektronischen Text- und Präsentationsprogramme alle die Kommentierung heruntergeladener oder lizenzierter Texte – aber solche modernen Spuren des Lesens können keine kulturelle Tatsache mehr werden wie sie ein Buch darstellt, das nach seiner Benutzung von Bibliotheken bewahrt wird. Was werden wir künftig darüber wissen, wie wir gelesen haben?

Dialog mit der Bibliothek

In meinen ersten Studienjahren hatte ich einen väterlichen Mentor, und die große Bibliothek des Studienrats war mein liebster Aufenthalt. Diese Bibliothek war chaotisch und hatte doch System, was allerdings nicht offensichtlich war. Ihr Herr fand nach einer Weile noch jeden Titel. Selbst wenn er sie jeden Tag um den Inhalt einer Plastiktüte vermehrte, ohne die er nie aus der Stadt zurückkam, gelang ihm die Navigation im Meer der Texte bis zum Schluss. Dazu trug nicht wenig bei, dass er die Früchte seiner Zeitungslektüre mit seinen Büchern verband und alle Artikel, wenn sie nur irgendwie das Thema oder den Autor eines Werkes berührten, ausschnitt und vorne oder hinten in das betreffende Buch klebte. So habe ich unter den vielen Geschenken von ihm auch eine Erstausgabe von Martin Heideggers erstem großen Werk »Sein und Zeit« (1927), was auf dem Antiquariatsmarkt einigen Wert besitzt. Mir ist das Buch allerdings wegen seiner »Füllungen« besonders wertvoll, also wegen der vorne und hinten im inneren Buchdeckel befestigten Zeitungsausschnitte. (Übrigens hat die Bindung durch die große Zahl der Zusatztexte etwas gelitten und ist locker geworden.) Ich stelle mir vor, wie jedes Buch der Sammlung vom Regal oder vom Zimmerboden her (woher nicht wenige Stapel sich bis zur Decke erstreckten) eine Anziehungskraft auf die Zeitungstexte ausübte und sie sozusagen als Kommentare in sich aufzunehmen strebte. Besser noch könnte man formulieren, dass für den gelehrten Bibliothekar viel von dem, was in Zeitungen steht, sich Büchern zuordnen lässt, nicht nur Rezensionen. Der enge Zusammenhang zwischen dem täglichen Reden und den bibliothekarisch bewahrten Texten besteht ja zweifellos, aber wer versucht schon, ihn nachzuvollziehen? Wer unter den heutigen Lesern formuliert seine Anmerkungen nicht als Eintragung, sondern in der Sprache der Sammlung als »Einklebung« weiteren Materials, durch Herstellung einer Verbindung zwischen dem, was immer spricht, und dem, was jetzt sofort gesagt werden muss?

Schreiben und Lesen

Die angeführten Beispiele könnten fortgesetzt werden, aber es wird jetzt schon klar: Das Hineinschreiben in Texte und Bücher ist Beweis der Zärtlichkeit wie der Grausamkeit, es bereichert und verstümmelt. Diese Spannung

rührt vom Lesen her und der ihm eigenen Bewegung von Aneignung und Distanzierung, von Textverehrung und Textvereinnahmung. Die Zweideutigkeit im Umgang mit Büchern und Texten trifft man überall. Widmungsgedichte an den Autor, wie die lateinischen Verse von Johannes Kepler in dessen Exemplar von »De revolutionibus« des Nikolaus Kopernikus (1543), sind Verbeugungen und zugleich Anmaßungen: Du gehörst mir! Noch Jahrzehnte und Jahrhunderte nach dem Tod des Autors nehmen sich manche Leser das Recht auf Selbstbehauptung an eben derjenigen Stelle, die fremdes geistiges Eigentum exponiert: dem Buch. Und wenn die Autoren selbst eigene Werke mit Widmungen verzieren, verbindet sich nur so lange damit eine erotische Ausstrahlung, solange das Buch nicht in die Hände Dritter gerät, gar auf dem Antiquariatsmarkt landet. Dort wird jede Botschaft zur Denunziation, provoziert der Ernst des Andenkens kaum noch ein bedauerndes Lächeln.

Auf der anderen Seite brauchen Bücher Leser, verlangt jeder Text nach Umschreibung, wenigstens nach Korrektur. Das fängt mit Fehlerverbesserungen an, die manche Leser pedantisch in Bücher einzeichnen, auch wenn kein Setzer sich jemals danach richten wird können, und endet mit der totalen Zensur, der Zurechtmachung des Textes für die eigene Vorstellungswelt. Die gelehrten Zensoren der katholischen Kirche, die im 16. und 17. Jahrhundert den aufkommenden Protestantismus auf dem Feld der Buchstaben, Sätze und Sinnzusammenhänge bekämpften, waren ideale Leser auch insoweit, als sie nicht lesen wollten, was sie lesen mussten. Wie das Buch nach dem transformierenden Leser verlangt, sehnt sich der Leser nach dem transformierbaren Buch: darum greift er mit Feder und Bleistift in das Textgefüge ein.

Freilich gibt es viele Formen des Lesens; es kann aus Freundschaft und aus Empörung geschehen. Nur wo Gleichgültigkeit herrscht, finden wir keine Geschichte. Und künftig, wenn das Buch einmal seine materiale Gestalt verlieren sollte, werden dann die Spuren der Geschichte vergehen, die in Büchern sitzt? Wie gesehen, gehören in der gerade zu Ende gehenden Epoche des Buches Leidenschaft und Buchseite zusammen, wählt der Leser mit seinen Kommentaren denselben Auftrittsort wie der Autor. Dafür gibt es keine eindrücklicheren Zeugen als die Einschreibungen der Leser in Texte, die man als Intensivierungen des Lesens im Schreiben begreifen kann. Und so darf man mit Dankbarkeit schließen: Gut, dass es Bibliotheken gibt, die solche Zeugen auch immerzu sprechen lassen.

ZEICHEN
BÜCHER
WISSENSNETZE

125 JAHRE
DEUTSCHES BUCH-
UND SCHRIFTMUSEUM
DER DEUTSCHEN
NATIONALBIBLIOTHEK

Herausgegeben von Stephanie Jacobs

Herausgeberin: Stephanie Jacobs
Redaktion: Lothar Poethe, Hannelore Schneiderheinze unter Mitarbeit
von Kathrin Schmiedel und Mirko Vonderstein
Bildredaktion: Hannelore Schneiderheinze
Fotos: Christoph Sandig, Klaus-D. Sonntag
Scans: Reprografische Werkstatt der Deutschen Nationalbibliothek
in Leipzig

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2009
www.wallstein-verlag.de

Gestaltung: any.way Grafik Partner, Hamburg
Satz: Wallstein Verlag, Daniela Weiland
Lithografien: Schwab Scantechnik, Göttingen
Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-8353-0583-0

INHALT

- 9 Bernd Neumann
GRUSSWORT
- 11 Elisabeth Niggemann
GRUSSWORT
- 13 Stephanie Jacobs
PROLOG

MEDIENGESCHICHTE: EIN BLICK ZURÜCK NACH VORN

- 19 Gottfried Honnefelder
VON DER TONTAFEL ZUR E-MAIL
- 26 Volker Reiche
STRIZZ: BUCH UND SCHRIFT UND ALLERLEI TÖPFE
- 28 Wolfgang Ernst
»DIESES WIRD JENES TÖTEN?«
SCHRIFT UND DRUCK ALS LIST DER (MEDIEN-)GESCHICHTE
- 39 Michael Giesecke
PRODUKTDESIGN UND BEWEGUNGSÄSTHETIK.
EINFLÜSSE ÄSTHETISCHER WERTE AUF DIE GESCHICHTE
GRAFISCHER MEDIEN IN EUROPA UND JAPAN
- 51 Wilhelm Hohmann
ZUM THEMA ANTIQUARIAT: HUMUS?

SPURENSUCHE: UNTERWEGS IN DEN SAMMLUNGEN

- 61 Elmar Faber
»LAUTER ALTER KRAM«,
DER ZAUBER DES DEUTSCHEN BUCH- UND SCHRIFTMUSEUMS
- 65 Christine Haug
»DER FÜRST VON NORDHAUSEN«,
SPURENSUCHE IM DEUTSCHEN BUCH- UND SCHRIFTMUSEUM
- 76 Reinhard Wittmann
»DAS MENSCHLICHE LEBEN UNTER DEM BILDE
DER DRUCKEREY«
- 80 Ulman Weiß
DER SAMMLER UND SEINE SAMMLUNGEN

- 94 Ernst-Peter Biesalski
SOLJANKA ODER SUBBOTNIK?
- 96 Mark Lemstedt
STRUKTURWANDEL DES DEUTSCHEN BUCHMARKTES
1750–1830. EINE QUINTESSENZ
- 112 Ursula Rautenberg /Aliya Aschenbrenner-Khvalyuk
DIE VERZEICHNUNG VON INKUNABELN
DER KLEMM-SAMMLUNG IM KATALOG DER RUSSISCHEN
STAATSBIBLIOTHEK MOSKAU (RGB)
- 127 Michael Knoche
DIE MUSIKALISCHE ÜBERLIEFERUNG ERHALTEN!
FUND IN DER HERZOGIN ANNA AMALIA BIBLIOTHEK
IN WEIMAR

ZAUBER DES BUCHES

- 133 Norbert Lammert
VON ENGELN UND PARTISANEN
- 137 Ulrich Johannes Schneider
WO DIE GESCHICHTE IN BÜCHERN SITZT
- 145 Fritz Funke
DAS BUCH ALS KULTOBJEKT
- 155 Hans Ulrich Gumbrecht
STOLLEN DER VERGANGENHEIT.
EINE EPISTEMOLOGISCHE FANTASIE

- 159 AUS DEN SAMMLUNGEN DES DEUTSCHEN
BUCH- UND SCHRIFTMUSEUMS

FLUCHTORT BIBLIOTHEK

- 195 Hans Magnus Enzensberger
DAS HAUS AN DER BURGGASSE.
EIN FLUCHTVERSUCH
- 198 Ulrich Raulff
CALIBAN IM GLÜCK.
LEHRJAHRE IN DEN BIBLIOTHEKEN VON PARIS
- 202 Thomas Kunst
DAS SPATIUM GEGEN DAS ZITIEREN AUS LIEBE

BUCH MUSEAL

- 205 Klaus-Dieter Lehmann
TRADITION ALS LEBENDIGE VERPFLICHTUNG
- 209 Bernhard Fabian
WARUM WIR BUCHMUSEEN BRAUCHEN
- 214 Thomas Bürger
DAS BUCHMUSEUM IM GOOGLE-ZEITALTER.
ENTWICKLUNGEN UND MÖGLICHKEITEN
- 221 Ervin Nielsen
UNABWEISBARE FRAGEN AN DIE GRAFISCHEN MUSEEN
- 226 Günter Kunert
GUTENBERG
- 227 Susanne Richter
MUSEUM FÜR DRUCKKUNST LEIPZIG
- 230 Eva-Maria Hanebutt-Benz
DRUCKGESCHICHTE ANSCHAULICH.
MUSEUMSPÄDAGOGIK IM GUTENBERG-MUSEUM MAINZ
- 236 Francine de Nave
DIE BIBLIOTHEK DES MUSEUMS PLANTIN-MORETUS –
WELTKULTURERBE DER UNESCO

HAUPTSTADT DES BUCHES

- 243 Burkhard Jung
GESCHICHTE UND GEGENWART DES BUCHES IN LEIPZIG
- 249 Olaf Schmidt
»KANN MICH VOR DEN VIELEN BÜCHERN NICHT HALTEN«.
FRANZ KAFKA IM LEIPZIGER BUCHGEWERBEMUSEUM
- 253 Julia Blume
VERWANDTSCHAFT
- 256 Siegfried Lokatis
AUF WEITERHIN GUTE ZUSAMMENARBEIT!
- 260 Volker Rodekamp
BIBLIOTHEKARISCHE ANMERKUNGEN AUS
DEM STADTGESCHICHTLICHEN MUSEUM LEIPZIG

BUCH: KUNST – SCHRIFT – BILD

- 265 Uta Schneider
»SCHÖN IST ...?«
VOM WETTBEWERB UM DIE »SCHÖNSTEN BÜCHER«
- 268 Stefan Soltek
DAS BUCH ALS SPOLIE?
VOM FORTLEBEN VON BÜCHERN
- 277 Wulf D. v. Lucius
DIE SAMMLUNG KÜNSTLERISCHE DRUCKE
- 285 Andreas Platthaus
VIER GEWINNT. IN DER KÜRZE LIEGT DIE WÜRZE:
DIE LITERATURCOMICS VON BERND PFARR
- 290 Axel Bertram
EINE TANGENTIALE BESCHREIBUNG
- 295 Gert Wunderlich
TYPOGRAFIKEN ALS BEIGABE ZU »BAZON BROCK: KOTFLÜGEL«

MEDIEN OHNE ENDE: DIE ZUKUNFT DER MEDIEN

- 301 Umberto Eco
INNERER MONOLOG EINES E-BOOKS
- 306 Robert Darnton
GOOGLE & THE FUTURE OF BOOKS
- 318 Gundolf S. Freyermuth
DIE DOPPELTE ZUKUNFT DES BUCHS.
REDE ZUM ZEHNTEN JAHRESTAG DER FESTSCHRIFT
DES DEUTSCHEN BUCH- UND SCHRIFTMUSEUMS
- 334 Hans-Joachim Otto
VERSCHWINDEN DIE BÜCHER?
- 338 Peter Richter
DIE ZUKUNFT DES BUCHES
- 343 AUS DEN SAMMLUNGEN DES DEUTSCHEN
BUCH- UND SCHRIFTMUSEUMS
- 377 CHRONIK DES DEUTSCHEN BUCH- UND SCHRIFTMUSEUMS
- 391 AUTORENVERZEICHNIS